

# NAH, FERN, SKALIERBAR

## Die Politik des Lesens von Kanon und Quisquilie

Von Eike Kronshage (Chemnitz)

Das Feld der Literaturwissenschaften ist radikalen Veränderungen ausgesetzt. Diese betreffen das Was-Lesen ebenso wie das Wie-Lesen – sowie deren institutionellen Rahmen. Der Beitrag untersucht und bewertet vor dem Hintergrund sowohl historischer als auch rezenter Kanon-Debatten die Transformation des literaturwissenschaftlichen Gegenstandsbereichs (Kanon/Quisquilie) und des methodischen Zugriffs auf diesen (close/distant/scalable reading).

The field of literary studies is radically changing. These changes affect both the What, and the How of reading – as well as their institutional frame(s). Considering recent and historical debates about the canon, the article analyses and evaluates the transformation of the objects of literary research (canon/quisquilia), as well as of its methodological approaches (close/distant/scalable reading).

Lesen, viel lesen, sehr viel lesen, möglichst viel lesen.

FRIEDRICH WILHELM RITSCHL, *Kleine philologische Schriften* (1879, V, 28)

### *1. Kanon und Quisquilie*

Der Kanon war nie einfach nur Versammlungsort des Besten, was in der Welt gedacht und gesagt worden ist, wie Matthew Arnold in ›Culture and Anarchy‹ behauptet.<sup>1)</sup> Der Kanon war immer auch ein Notbehelf zur Leseentlastung und zielte somit, in Luhmann'scher Terminologie, auf die Reduktion von Komplexität. Im Hinblick auf die unüberschaubare Menge wissenschaftlicher Objekte (für den Literaturwissenschaftler ist dies sowohl die Literatur als auch die Wissenschaft von der Literatur) muss konzediert werden, dass „die Fülle der relevanten Informationen inzwischen so angewachsen [ist], dass kein Forscher mehr ein volles Fach beherrschen kann, ja selbst in ausgewählten Spezialgebieten seines Fachs nur noch einen Bruchteil der neu erscheinenden

---

<sup>1)</sup> MATTHEW ARNOLD, *Culture and Anarchy*, hrsg. von JANE GARNETT, Oxford 2006, S. 5: „[T]he best which has been thought and said in the world“.

Literatur erfassen und verarbeiten kann<sup>2)</sup> Folglich bedürfe es „erst recht abkürzender Orientierungshilfen“.<sup>3)</sup> Eine solche ist fraglos der literarische Kanon.

Dass der Kanon eine Strategie zum Umgang mit einer quantitativen Überforderung darstellt, realisierten auch Apologeten des Kanons. Harold Bloom schreibt in ›The Western Canon‹: „[...] the Canon’s true question remains: What shall the individual who still desires to read attempt to read, this late in history? [...] Who reads must choose, since there is literally not enough time to read everything, even if one does nothing but read“.<sup>4)</sup> Doch gerade dieser Selektionszwang – der die Grenzen der Forderung des Altphilologen Friedrich Wilhelm Ritschls aufzeigt, die diesem Beitrag als Epigrafe vorangestellt ist<sup>5)</sup> – sei es, der den Kanon rechtfertige, wie Bloom suggeriert: da die Was-Entscheidung letztlich kontingent sei, bedürfe es keines Gegen-Kanons, der lediglich eine kontingente Auswahl durch eine andere, gleichermaßen kontingente, ersetze. Demgegenüber habe der existierende „Western Canon“ den Vorteil, sich bereits etabliert und in einem, je nach Standpunkt, historischen oder elitären Sinne bewährt zu haben; man solle sich lediglich die Selektivität und Limitation des untersuchten Textkorpus bewusst machen, mit anderen Worten, den Kanon im Sinne Luhmanns als eine „abkürzende Orientierungshilfe“<sup>6)</sup> begreifen. Der besondere Stellenwert erwächst den ausgewählten Texten dann nicht auf Grund ihrer intrinsischen ästhetischen Qualitäten, sondern aus ihrer Teilhabe am Kanon selbst. Kanonizität ist keine Voraussetzung für die Aufnahme in den Kanon, sondern deren Konsequenz.

Der Leser kanonischer Texte hält sich demnach, mit Friedrich Nietzsche gesprochen – dessen Überlegungen ich für die hier verhandelte Debatte fruchtbar machen möchte – an das Monumentalische des historischen Diskurses, das er als Beleg für seinen „Glaube[n] an die Zusammengehörigkeit und Continuität des Grossen aller Zeiten“ sieht und als einen „Protest gegen den Wechsel der

---

2) NIKLAS LUHMANN, Selbststeuerung der Wissenschaft, in: DERS., Soziologische Aufklärung 1: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme, 7. Auflage, Wiesbaden 2005, S. 291–316, hier: S. 296. Was Luhmann hier als notwendiges Resultat der Systemdifferenzierung beschreibt, wertet Friedrich Nietzsche, auf den ich weiter unten ausführlich zurückkommen werde, im Übrigen als Kennzeichen für die „gediegene Mittelmässigkeit“ der Wissenschaft, die nach „Theilung der Arbeit!“ ruft und so nur „ein ganz isolirtes Capitelchen der Vergangenheit“ zu betrachten im Stande ist, FRIEDRICH NIETZSCHE, Unzeitgemäße Betrachtungen, hrsg. von GIORGIO COLLI und MAZZINO MONTINARI. München 2007, S. 300f.

3) Ebenda, S. 298.

4) HAROLD BLOOM, *The Western Canon: The Books and School of Ages*, New York, San Diego, London 1994, S. 16.

5) FRIEDRICH WILHELM RITSCHL, Zur Methode des philologischen Studiums, in: Ders., *Kleinere philologische Schriften*. Vol. 5: Vermischtes. Leipzig 1879, S. 19–37, hier: S. 28.

6) LUHMANN, Selbststeuerung der Wissenschaft (zit. Anm. 2), S. 298.

Geschlechter und die Vergänglichkeit.<sup>7)</sup> Doch im zweiten Teil seiner ›Unzeitgemässen Betrachtungen‹ mit dem Titel „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“ (1874) identifiziert Nietzsche neben dem „Kanon der monumentalen Kunst“<sup>8)</sup> noch zwei weitere Betrachtungsarten der menschlichen Geschichte, die er antiquarisch und kritisch nennt. Eine reine Fixierung auf das Monumentalische, wie später von Harold Bloom propagiert, würde Nietzsche für unzulässig halten:

Regiert also die monumentalische Betrachtung des Vergangenen über die anderen Betrachtungsarten, ich meine über die antiquarische und kritische, so leidet die Vergangenheit selbst Schaden: ganze grosse Theile derselben werden vergessen, verachtet, und fliessen fort wie eine graue ununterbrochene Fluth, und nur einzelne geschmückte Facta heben sich als Inseln heraus.<sup>9)</sup>

Fraglos hegt Nietzsche Sympathien für einen elitären Gestus, wie seine Ausführungen in den ›Unzeitgemässen Betrachtungen‹ belegen.<sup>10)</sup> Gleichwohl erkennt er die Bedeutung des antiquarischen und kritischen Gestus an, die er nicht als hermetisch geschlossene Systeme verstanden wissen will, sondern als dialogische, sich wechselseitig beeinflussende.<sup>11)</sup>

Komplement zum pragmatisch Reduzierten (aus apologetischer Perspektive: Konzentrierten) des Kanons ist, in Anlehnung an Nietzsche, das Unterschiedslose des Antiquarischen. Allein für sich betrachtet, „falls sie nämlich allzu mächtig wird und die anderen Arten, die Vergangenheit zu betrachten, überwuchert“, sinkt die antiquarische Historie „so tief, dass er [der Antiquar] zuletzt mit jeder Kost zufrieden ist und mit Lust selbst den Staub bibliographi-

7) NIETZSCHE, *Unzeitgemässe Betrachtungen* (zit. Anm. 2), S. 260. Zur Verbindung von Nietzsches Überlegungen des ›Nutzens und Nachteils der Historie für das Leben‹ – so sein Titel – mit Fragen der Kanonisierung, siehe JOACHIM KÜPPER, *Kanon als Historiographie: Überlegungen im Anschluss an Nietzsches ›Unzeitgemässe Betrachtungen, zweites Stück‹*, in: *Kanon und Theorie*, hrsg. von MARIA MOOG-GRÜNEWALD, Heidelberg 1997, S. 41–64.

8) Aus diesem Kanon fällt, wie Nietzsche scharfsichtig bemerkt, jede zeitgenössische Kunst, also „alle noch nicht monumentale, weil gegenwärtige Kunst“ notgedrungen heraus; zumindest für diejenigen, so schränkt er ein, die der monumentalen Kunst nicht gewachsen seien und die folglich „die Kunst durch die Kunst todtgeschlagen“ haben (NIETZSCHE, *Unzeitgemässe Betrachtungen* (zit. Anm. 2), S. 263f.).

9) NIETZSCHE, *Unzeitgemässe Betrachtungen* (zit. Anm. 2), S. 262 (Hervorhebungen im Original).

10) Blooms eigene Formulierungen kommen denen Nietzsches bisweilen eigentümlich nahe, etwa wenn er behauptet, dass „literary criticism, as an art, always was and always will be an elitist phenomenon. It was a mistake to believe that literary criticism could become a basis for democratic education or for societal improvement“ (BLOOM, *The Western Canon* (zit. Anm. 4), S. 17). Trotz aller Sensibilität für die Gefahren der Monopolisierung des Lesens durch kanonische Texte warnt Nietzsche davor, den „unkünstlerischen und schwachkünstlerischen Naturen [...] diese[m] tanzende[n] Schwarm“ monumentale Kunst vorzusetzen (NIETZSCHE, *Unzeitgemässe Betrachtungen*, zit. Anm. 2, S. 263).

11) NIETZSCHE, *Unzeitgemässe Betrachtungen* (zit. Anm. 2), S. 264f.

scher Quisquilien frisst.“<sup>12)</sup> Die Beschäftigung mit bibliografischen Belanglosigkeiten birgt die Gefahr fehlender Bewertungsmaßstäbe, die aber Nietzsches zufolge notwendig sind, soll die Historie, wie er fordert, einen Nutzen für das Leben bringen – wo alle Spreu zu Weizen wird, lassen sich keine Brote mehr backen. Der zweite Einwand Nietzsches ist mit dem ersten verwandt, er hat mit der Beschränkung des Gesichtsfeldes des Wahrnehmenden zu tun: Wenn alles bemerkenswert ist, kann dennoch nicht alles bemerkt werden, und so nimmt, wer alles betrachtet, „das Allermeiste [...] gar nicht wahr“.<sup>13)</sup> Der Wahrnehmung sind, darauf hatte bereits Aristoteles im Zusammenhang mit literarischer Kunst hingewiesen, gewisse Grenzen gesetzt, die unmittelbar mit der Größe des betrachteten Gegenstandes zusammenhängen.<sup>14)</sup> Auf die literaturwissenschaftliche und insbesondere -historische Forschung angewendet, bedeutet Nietzsches Überlegung, dass nichts mehr erkannt werden kann, wo die Gesamtheit aller literarischen Texte das Korpus der Untersuchung ausmacht. Polemisch gewendet, ließe sich hier mit Luhmann von der Euryalistik sprechen, dem Umstand also, dass das Nichtbeobachten (der nicht-kanonischen Werke) Bedingung der Möglichkeit von Beobachtung (kanonischer Werke) ist – so wie die Gorgone Euryale den belohnte, der nicht hinblickte. Wer die große Masse nicht beobachtet, bewahrt sich den klaren Blick für die kanonisierte Literatur; wer doch einen Blick wagt, den lassen die Gorgonen zu Stein erstarren und er vermag, derart petrifiziert, nichts mehr zu erkennen. Aber Nietzsches Schrift befasst sich nicht nur mit den Nachteilen, sondern auch mit dem Nutzen der Historie für das Leben und so sieht er in der antiquarischen Historie ein Identifikationspotenzial für all jene, für welche die monumentalische keine oder nur geringe identitätsstiftende Sinnangebote bereithält. Somit stattet diese Form des historischen Diskurses all jene „aus mit einer Tradition, als deren Blüthe und Frucht sie sich in ihrer Existenz [...] gerechtfertigt sehen können.“<sup>15)</sup> Aus literarhistorischer Perspektive kann dieses Argument ergänzt werden um die Feststellung, dass die Bedeutung des Monumentalischen gerade aus dem Antiquarischen hervorgeht; am Beispiel hegemonialer generischer Formen erkennt

<sup>12)</sup> Ebenda, S. 268.

<sup>13)</sup> Ebenda, S. 267.

<sup>14)</sup> Dem aristotelischen Tragödiensatz zufolge solle diese „von bestimmter Größe“ sein (ARISTOTELES, *Poetik*, übersetzt von MANFRED FUHRMANN, Stuttgart 2001, 1449b), die dem Gesichtsfeld des Rezipienten entspricht: nicht zu klein, weil sich sonst „die Anschauung verwirrt [...], wenn ihr Gegenstand einer nicht mehr wahrnehmbaren Größe nahekommt“ und nicht zu groß, weil sonst „die Anschauung [...] nicht auf einmal zustande [kommt], vielmehr entweicht den Anschauenden die Einheit und die Ganzheit aus der Anschauung, wie wenn ein Lebewesen eine Größe von zehntausend Stadien hätte“ (Ebenda, 1450b–1451a).

<sup>15)</sup> KÜPPER, *Kanon als Historiographie* (zit. Anm. 7), S. 53 (die von Küpper kursiv hervorgehobenen Stellen kennzeichnen Nietzsche-Zitate).

man, dass das Monumentalische die Ausnahme bildet sowohl in quantitativer Hinsicht – eine geringe Zahl ursprünglicher generischer Modelle auf der einen, gegen eine Vielzahl generischer Imitationen und Variationen auf der anderen Seite – als auch in qualitativer – denn die Bedeutung monumentalischer Literatur wird weniger durch die intrinsische Qualität eines so genannten Meisterwerks bestimmt, als durch dessen Fähigkeit, Variationen und Imitationen anzuregen.<sup>16)</sup> Horace Walpoles ›Castle of Otranto‹ etwa wird nicht unbedingt einstimmig als literarisches Kunstwerk von hoher Qualität betrachtet, aber es regte nachfolgende Generationen zur Imitation an und trug somit wesentlich zur Entstehung des Genres der gothic novel bei. Das Antiquarische ist nicht nur die Kontrastfolie zum Monumentalischen; es ist nicht selten auch dessen Möglichkeitsbedingung.

Das dritte Moment des historischen Diskurses nennt Nietzsche „kritisch“, da es die Vergangenheit „vor Gericht zieht, peinlich inquirirt, und endlich verurtheilt.“<sup>17)</sup> Als „Gestus der Kulturrevolution“ und als „Begleiterin aller grundstürzenden Emanzipationsprozesse“<sup>18)</sup> kann diese Idee historischer Betrachtungsweise etwa dort zur Geltung kommen, wo ein Kanon durch einen Gegen-Kanon ersetzt werden soll, wo also nicht die Idee des Monumentalischen selbst zur Debatte steht, wohl aber sein Inhalt. Was monumentalisch ist und folglich ein bestimmtes Identifikationspotential bereithält, ist immer auch ein Resultat von Machtkämpfen über die kulturelle Deutungshoheit. Die Bestimmung des Monumentalischen ist, in Nietzsches Worten, gebunden an „die Existenz irgend eines Dinges, eines Privilegiums, einer Kaste, einer Dynastie“ und durch die kritische Betrachtungsweise „soll es eben gerade klar werden, [...] wie sehr dieses Ding den Untergang verdient.“<sup>19)</sup> Als literarhistorische Beispiele für einen derartigen Untergang mögen die erfolgreichen Kanonrevisionen in der deutschsprachigen Literatur des Realismus gegen Ende des 19. Jahrhunderts sowie die Wiederentdeckung und Aufwertung Shakespeares gegen Ende des 17. Jahrhunderts dienen.<sup>20)</sup> Mit anderen Worten, nicht

<sup>16)</sup> Mit Bruno Latour ließe sich argumentieren, dass es vor allem die Stellung bzw. Verzweigungsvielfalt innerhalb eines Netzwerks ist, die Stärke ausmacht: „Stärke kommt nicht von Konzentration, von Reinheit, von Einheitlichkeit, sondern von Verteilung, von Heterogenität und dem sorgfältigen Knüpfen schwacher Verbindungen.“ BRUNO LATOUR, Über die Akteur-Netzwerk-Theorie: Einige Klarstellungen, übersetzt von EIKE KRONSHAGE, in: Literarische Netzwerke im 18. Jahrhundert, hrsg. von LORE KNAPP, Bielefeld 2019, S. 45–66, hier S. 47.

<sup>17)</sup> NIETZSCHE, Unzeitgemäße Betrachtungen (zit. Anm. 2), S. 269.

<sup>18)</sup> KÜPPER, Kanon als Historiographie (zit. Anm. 7), S. 53.

<sup>19)</sup> NIETZSCHE, Unzeitgemäße Betrachtungen (zit. Anm. 2), S. 269f.

<sup>20)</sup> Zur Kanonrevision im deutschen Realismus siehe LOTHAR L. SCHNEIDER, Realistische Literaturpolitik und naturalistische Kritik: Über die Situierung der Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die Vorgeschichte der Moderne, Berlin 2005, S. 9: „Denn

der bereits zitierte „Glaube an die Zusammengehörigkeit und Continuität des Grossen aller Zeiten“<sup>21)</sup> wird kritisch zu stürzen versucht, sondern vielmehr die Deutung dessen, was dieses Große sei, wie die ästhetischen Artefakte also gemäß der hier untersuchten binären Leitdifferenz von Kanon und Quisquilie einzuordnen sind.<sup>22)</sup>

Aber die kritische Historie Nietzsches lässt sich auch so verstehen, dass sie nicht bloß auf die Ordnung der Literatur, sondern auch auf die Ordnungsstruktur der Literaturgeschichte abzielt, die ihre eigene Betrachtungsweise der Vergangenheit vor Gericht zieht. Das ist genau dann der Fall, wenn nicht eine monumentalische Historie durch eine andere ersetzt wird (und in Abgrenzung zu seinem Außen so den nicht-monumentalischen Teil der Literatur dem Antiquarischen überlässt), sondern die Kategorie des Monumentalischen selbst kritisch hinterfragt wird. Nietzsche nimmt freilich keine zyklischen und letztlich ergebnislosen Phasen der Selbstversicherung der (Literatur-)Geschichte an, so dass die potentielle Zerschlagung der monumentalischen Phase in seinen Überlegungen zur kritischen Historie selbstverständlich nicht vorgesehen ist, weil dadurch die Nachteile des Antiquarischen den historischen Diskurs dominieren würden. Es steht zu vermuten, dass eine an den so genannten big data orientierte Literaturwissenschaft genau diesen kritischen Gestus vollzieht und damit die Differenz von Monumentalischem und Antiquarischem aufzulösen beginnt. Forschungsgegenstand ist dann nicht das eine oder das andere, sondern schlicht die Gesamtheit der Literatur.<sup>23)</sup>

---

der poetische Realismus, der aus literaturwissenschaftlicher Perspektive den poetischen ‚Höhenkamm‘ des Zeitalters markiert, ist Ergebnis einer Kanonrevision, die Ende des Jahrhunderts nach den Wertungskriterien der Literaturwissenschaft (nach Scherer) erfolgte [...]“<sup>4)</sup>. Zur Revision des frühneuzeitlichen Dramenkanons, den im 17. Jahrhundert noch Autoren wie Beaumont und Fletcher anführten, sowie zur Axiologie von Literatur im Allgemeinen siehe den konzisen Beitrag von ROBERT D. HUME, *Axiologies: Past and Present Concepts of Literary Value*, in: *Modern Language Quarterly* 78.2 (2017), S. 139–172, hier: S. 142f.

<sup>21)</sup> NIETZSCHE, *Unzeitgemäße Betrachtungen* (zit. Anm. 2), S. 260.

<sup>22)</sup> Die ersten beiden Momente des historischen Diskurses entsprechen in gewisser Hinsicht Luhmanns Vorstellung, das Kunstsystem sei gemäß der Differenz schön/hässlich codiert. Das Schöne ist hier das Monumentalische, das Hässliche das Antiquarische. Nun kann der kritische Gestus so verstanden werden, dass er entweder auf das so Codierte oder auf diese spezielle Codierung abzielt, mit anderen Worten auf das, was (so) codiert wurde, oder dass (so) codiert wurde. Ersteres zielt auf die Anordnung innerhalb des Feldes ab, letzteres auf das Feld selbst.

<sup>23)</sup> Wenn Moretti davon spricht, „the lost 99 per cent of the archive“ in die Literaturgeschichte zu reintegrieren, dann teilt er damit Nietzsches Sorge über die Dominanz der monumentalischen Selektion, des Kanons über die Quisquilie. FRANCO MORETTI, *Graphs, Maps, Trees: Abstract Models for a Literary History*, London/New York 2005, S. 77.

2. „*Er kann es nicht messen und nimmt deshalb alles als gleich wichtig ...*“

Dass die alte Frontstellung von selektivem Kanon und einem (potentiell) offenen Textkorpus in jüngerer Zeit wieder in der geisteswissenschaftlichen Debatte zu Tage tritt,<sup>24)</sup> liegt mitnichten an einem antiquarischen Interesse dieser Debatten, das sich unterschiedslos an Sieger und Verlierer hält. Vielmehr haben, wie so oft, technologische Neuerungen alte Konflikte aufleben lassen. Die Rede ist von den Verfahren der so genannten digitalen Geisteswissenschaften. Deren Methoden scheinen den Antiquaren neue Munition zu liefern. Gegen Nietzsches deutlicher (wenn auch keineswegs einseitiger) Bevorzugung der monumentalen Historie führen die digitalen Geisteswissenschaften eine Reperspektivierung antiquarischer Textkorpora ins Feld: diese ließen sich nun sehr wohl in den Blick nehmen. Und zwar genau, weil sie etwas zu leisten im Stande sind, was Nietzsche seinem Antiquar absprach, als er schrieb: „Er kann es nicht messen.“<sup>25)</sup> Denn für die digitalen Geisteswissenschaften ist das Messen Kernaufgabe.

Nietzsches Begriff des Messens enthält eine evaluative Komponente, die semantisch mit dem Maßstab (an dem sich Qualität messen lässt) verwandt ist. Etymologisch hat das Wort zudem distributiven Sinn, das Zumessen, auch „zuteilen, geben.“<sup>26)</sup> Mit anderen Worten: Messen ist Bewerten. Wer ein diskursives Feld vermisst, misst bestimmten Gegenständen darin Bedeutung zu, indem er einen Maßstab an sie anlegt. Die maßstabsvergessene antiquarische Historie bevorzugt Nietzsche zufolge das Gleichmaß und kennt gerade deshalb keinerlei Relevanzkriterien. Was aber nun, wenn neue Werkzeuge das Messen plötzlich doch ermöglichen? In einem Feld, das vollständig vermessen werden kann, bedarf es keiner Maßstäbe zur Isolierung monumentalischer Werke; denn die isolierten Werke müssen nicht mehr (quasi als Idealtypus im Sinne

<sup>24)</sup> Exemplarisch aus der Vielzahl von Untersuchungen sei hier Mirco Limpinsels Beitrag genannt, der diese Frontstellung vor dem Hintergrund digitalgeisteswissenschaftlicher Verfahren untersucht. Limpinsel ist bemüht, den Kanon gegenüber „Datenfülle“ und „Datenflut“ abzugrenzen, um auf dessen prinzipiell exklusiven Gestus hinzuweisen. Wo von Interesse „nicht wie immer kanonisch ausgezeichnete Texte, sondern alle Texte“ sind, so Limpinsel, steht eine Intensivierung der Forschungsdynamik allein schon durch die höhere Inklusivität der Forschenden zu erwarten, mit anderen Worten, dem „abendländischen Bildungskanon“ kommt zunehmend seine gate keeper-Funktion abhanden und die Tore des Diskurses stehen potentiell jedem offen, der bereit ist, sie zu durchschreiten – wengleich der überschwängliche Enthusiasmus der Aufbruchsstimmung hinsichtlich neuerlicher Befunde eher relativiert werden muss. MIRCO LIMPINSEL, Was bedeutet die Digitalisierung für den Gegenstand der Literaturwissenschaft?, in: Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften (2016): o. pag. <[http://www.zfdg.de/2016\\_009](http://www.zfdg.de/2016_009)> [21.07.2017].

<sup>25)</sup> NIETZSCHE, Unzeitgemäße Betrachtungen (zit. Anm. 2), S. 267.

<sup>26)</sup> Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Eintrag: „messen, verb“, <[http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui\\_py?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GMO4275#XGM04275](http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui_py?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GMO4275#XGM04275)> [30.08.2017].

Max Webers) die Gesamtheit des Feldes repräsentieren.<sup>27)</sup> Der Kanon muss keine Komplexität mehr reduzieren, da die Maschinenlektüre Komplexität bewältigen kann und Erkenntnisse hervorbringt, die, in komplexitätsreduzierten Formen dargestellt (als graphs, maps, trees u.ä.), für den menschlichen Leser kommensurabel sind: „graphs, maps, and trees place the literary field literally in front of our eyes.“<sup>28)</sup> Auch Perseus benötigte ein Werkzeug, um die Gorgo Medusa zu bezwingen; der Gorgo Euryale, die das Nichtbeobachten belohnt, lässt sich auch nur mit einem Werkzeug beikommen, will man nicht die Petrifikation riskieren. Das Werkzeug ist der Algorithmus.<sup>29)</sup>

Die Vorteile algorithmischen Lesens sind vielfach diskutiert worden und müssen hier nicht mehr im Detail wiederholt werden.<sup>30)</sup> Die von Moretti untersuchten Verfahren widmen sich den, wie er schreibt, verlorenen 99% des Archivs, um sie in die Literaturgeschichte zu reintegrieren: „[they] take the lost 99 per cent of the archive and reintegrate it into the fabric of literary history, allowing us to finally ‘see’ it.“<sup>31)</sup> Es ist schwer festzustellen, inwiefern die Bemühungen von Vor- und Nachkriegsliteraturwissenschaftlern wie F. R. Leavis oder Harold Bloom, die Menge der (Roman)Literatur auf vier (Leavis: Jane Austen, George Eliot, Joseph Conrad, Henry James) oder sieben Autoren zu begrenzen (Bloom: Shakespeare und „His few peers – Homer, the Yahwist, Dante, Chaucer, Cervantes, Tolstoy, perhaps Dickens“)<sup>32)</sup> jemals irgendwem wirklich plausibel erschienen sind; heute jedenfalls muss dieses elitäre Vorgehen, das deutlich hinter Morettis einem Prozent zurückbleibt, absurd erscheinen. Jün-

<sup>27)</sup> Zur Idee der Repräsentation („representativeness“) siehe auch den einschlägigen Beitrag von MARK ALGEE-HEWITT und MARK MCGURL, *Between Canon and Corpus: Six Perspectives on 20th-Century Novels*, in: *LiteraryLab Pamphlet 8* (2015): S. 1–27, hier S. 1: „which group of several hundred [novels] would represent the most reasonable, interesting, and useful subset of the whole?“

<sup>28)</sup> FRANCO MORETTI, *Graphs, Maps, Trees* (zit. Anm. 23), S. 2.

<sup>29)</sup> Als man Nietzsche eine Schreibmaschine zeigte, stellte dieser später brieflich fest: „[U]nser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken“ (FRIEDRICH NIETZSCHE, *Kritische Studienausgabe*, Bd. 6: *Sämtliche Briefe*, hrsg. von GIORGIO COLLI und MAZZINO MONTINARI, München, Berlin, New York 1986, S. 172). Diese Feststellung (später von Friedrich Kittler ausgearbeitet) lässt sich im Zusammenhang dieses Beitrags mühelos auf das Lesen anwenden, wo der Algorithmus zum „Lesezeug“ wird.

<sup>30)</sup> Der Umstand, dass seit Kurzem die ersten Handbücher und Einführungswerke in die so genannten Digital Humanities vorliegen, zeigt die fortschreitende Etablierung dieser Methoden und Zugriffe auf Literatur in der literaturwissenschaftlichen Praxis. Exemplarisch seien hier für den deutschsprachigen und für den angelsächsischen Raum je ein solches Überblickswerk genannt: FOTIS JANNIDIS, HUBERTUS KOHLE, MALTE REHBEIN (Hrsgg.), *Digital Humanities: Eine Einführung*, Stuttgart 2017. Und: DAVID M. BERRY, ANDERS FAGERJORD, *Digital Humanities: Knowledge and Critique in a Digital Age*, Cambridge 2017.

<sup>31)</sup> MORETTI, *Graphs, Maps, Trees* (zit. Anm. 23), S. 77.

<sup>32)</sup> HAROLD BLOOM, *Shakespeare: The Invention of the Human*, New York 1998: S. 3.

geren Generationen von Literaturwissenschaftlern dient dieses eingeschränkte Literaturverständnis nicht unbedingt als Leitbild; und das nicht bloß, weil vermutlich jeden, der im 21. Jahrhundert über Shakespeare schreibt, das Gefühl beschleicht, nichts Neues über den Barden mehr sagen zu können,<sup>33)</sup> so dass es einfacher erscheinen muss, über andere, weniger kanonische Autoren zu forschen. Reizvoll ist für sie insbesondere eine Erweiterung des Blicks auf die Literatur durch eine Erweiterung des beforschten Objektes: „Die Gegenstände der Wissenschaft haben ihre Form nicht, sondern bekommen sie“, wie der Soziologe Dirk Baecker in einem Aufsatz über die Digitalisierung in den Geistes- und Sozialwissenschaften feststellte.<sup>34)</sup>

Diese Erweiterung des literaturwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstandes steht in der institutionellen Praxis dem Umstand entgegen, dass der Distinktionsgewinn einer Shakespeare-Monografie nach wie vor höher ist als beispielsweise der einer Monografie über George Chapman; Charles Dickens schlägt, sportlich gesprochen, R. S. Surtees, Joseph Conrad William Henry Hudson, Samuel Beckett Seán O’Casey usw. Vermutlich beweist dies die Persistenz kanonischer Wertung und die Trägheit des akademischen Habitus (den Bourdieu’schen Hysteresis-Effekt).<sup>35)</sup> Hier deutet sich an, was im dritten Teil dieses Aufsatzes untersucht werden soll: Die notwendige Schaffung von Forschungsanreizen, die einen Distinktionsgewinn im wissenschaftlichen Feld in Aussicht stellen, damit sich eine Erweiterung des Forschungsgegenstandes über das eine Prozent hinaus realisieren kann. Es ist also, um auf Leavis und

<sup>33)</sup> Was bei Shakespeare als fraglos am stärksten beforschten Autor der Literaturgeschichte unmittelbar evident erscheint, gilt auch für zahlreiche Texte anderer Autoren und National-literaturen. Exemplarisch für die Germanistik siehe dazu im Anschluss an Michael Hagners Überlegungen: SUSANNE REICHLIN, Literaturwissenschaft ohne Leser und Leserinnen, in: DVjs 89:4 (2015): S. 647–650, hier S. 648: „Die germanistischen Kanontexte (Kafka, Musil et al.) sind sicher in dem Sinne ‚überforscht‘, als die Vielzahl der Publikationen zu bestimmten Passagen kaum zu überblicken ist“. Was Reichlin angesichts dieser Tatsache von der heutigen Literaturwissenschaft fordert – und was sie offenbar nicht ohne erhobenen Zeigefinger als Verknüpfung von Textauslegung und „wissenschaftlicher Demut“ bezeichnet – ist schlicht eine gute wissenschaftliche Praxis, die der Komplexität des Fachs (im Sinne Luhmanns) Rechnung trägt, indem sie das zu Sagende vor der Publikation mit dem bereits Gesagten anderer Wissenschaftler abgleicht. Ihr Befund, dass in den wissenschaftlichen Texten der 1970er Jahre „im Durchschnitt mehr Lesearbeit steckt als in aktuellen Publikationen [...] [bezogen] sowohl auf die Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur als auch auf eine breite Kenntnis der sogenannten Primärliteratur“ (S. 648) überzeugt allein deshalb nicht, weil sie selbst dafür keine Belege anbringt (die möglicherweise auf quantitativem Wege zu erbringen wären). Ihre Überlegungen ließen sich indes fruchtbar machen für eine Erweiterung meiner Nietzsche-Lektüre von der Literatur auf die Literaturwissenschaft.

<sup>34)</sup> DIRK BAECKER, Formbegriff in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften, in: Kultur/Reflexion: Philosophische, kultur- und sozialwissenschaftliche sowie künstlerische Beiträge (Blog), 3.10.2017, <<https://kure.hypothesos.org/331>> [29.11.2017].

<sup>35)</sup> PIERRE BOURDIEU, Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, übersetzt von BERND SCHWIBS und ACHIM RUSSE, Frankfurt/M. 1987, S. 187f. et passim.

Bloom zurückzukommen, nicht bloß die geringe Menge ihrer Listen, die heutigen Literaturwissenschaftlern wohl fragwürdig erscheint, sondern auch der Umstand, dass die von ihnen kompilierten Werke den Eindruck geschlossener Listen erwecken; nicht nur sind die genannten Autoren und ihre Werke nicht negotiabel, sie scheinen auch keine Ergänzung zu dulden. Wer unter diesen Auspizien noch ernsthaft literaturwissenschaftlich tätig sein möchte, muss sich der zwingend abnehmenden Relevanz der eigenen Forschungsergebnisse bewusst sein.

Das Versprechen des algorithmischen Lesens ist demnach groß. Dass die unterschiedlichen Methoden der digitalen Geisteswissenschaften geeignet sind, literaturwissenschaftliche Fragen zu stellen und zu beantworten, hat seine Ursache fraglos in der möglichen Quantifizierbarkeit historischer Daten – vorausgesetzt, dass diese in zugänglicher und vollständiger Form vorliegen: Jahreszahlen und historische Ereignisse lassen sich ebenso in Mengen, Diagrammen, Netzwerken und anderen Visualisierungsformen wiedergeben wie die Anzahl publizierter Romane in einem bestimmten Zeitraum, deren Genres, deren Wortumfang, deren Sprache, deren Autoren uvm. Kurz: Diverse Aspekte der Trias Autor-Leser-Text lassen sich zählen und können ohne nennenswerte Schwierigkeiten Gegenstand quantitativer Literatur(geschichts)forschung werden. Hier baut die Forschung auf der gründlichen Archivarbeit auf, der Erschließung von Bibliotheksbeständen, von Entleihkatalogen, von Manuskriptsammlungen, Verlagszahlen uvm., aber ebenso auf Digitalisierung und Aufbereitung der jeweiligen Bestände, was im günstigsten Fall eine Kooperation und Zurkenntnisnahme von Forschung Dritter zur Folge hat.<sup>36)</sup>

Wer beispielsweise die Editionspraxis von Charles Dickens quantitativ untersuchen möchte – ich wähle bewusst das Beispiel eines kanonischen Autors –, ist nicht nur auf die Verfügbarkeit seiner Manuskripte und Korrekturfahnen angewiesen (die im Fall von Dickens meistens gegeben ist), auf deren (idealerweise digitale) Einsehbarkeit (ebenfalls gegeben), sondern auch auf die Strukturierung der Daten nach vorgegebenen Standards wie etwa denen

---

<sup>36)</sup> Siehe dazu: MATT ERLIN und LYNNE TATLOCK, Introduction: ›Distant Reading‹ and the Historiography of Nineteenth Century German Literature, in DIES. (Hrsgg.), *Distant Readings: Topologies of German Culture in the Long Nineteenth Century*, Rochester 2014, S. 1–28, hier: S. 3f. Allerdings ist Vorsicht geboten angesichts eines übermäßigen Enthusiasmus: Bibliometrische Untersuchungen zeigen deutlich, dass in allen Wissenschaften zwar stetig mehr publiziert wird, das Publierte jedoch weniger zur Kenntnis genommen, d.h. nur selten und nur selten lange zitiert wird — der hinlänglich untersuchte „attention decay in science“ trifft fraglos auch auf die Geistes- und Sozialwissenschaften zu. Für die Naturwissenschaften siehe: PIETRO DELLA BRIOTTA PAROLO et al., Attention Decay in Science, in: *Journal of Informetrics* 9.4 (2015): S. 734–745.

der Text Encoding Initiative (TEI)<sup>37)</sup> (derzeit nicht vollumfänglich gegeben). Hier offenbart sich eine weitere Dimension quantitativer Forschung: Sie ist nicht nur dann am ergiebigsten, wenn große Datenmengen vorliegen, sondern auch, wenn eine große Menge an Personal die zuverlässige und den gängigen Standards entsprechende Aufbereitung der Daten vornimmt. In diesem Zusammenhang wurde festgestellt, dass „die junge Disziplin des Forschungsdatenmanagements hierbei tatsächlich von der Datenkuratierung [spricht] und [...] damit die Rolle des data curators [kreiert]“,<sup>38)</sup> also einer in der Praxis meist vom Literaturwissenschaftler gesonderten Gruppe.

In Anbetracht des erheblichen Personalaufwands für digitalgeisteswissenschaftliche Forschung (vom technischen Aufwand ganz zu schweigen) erhält die Begeisterung für die quantitative Forschung als einer prinzipiellen Demokratisierung von Forschung und Wissenserzeugung einen empfindlichen Dämpfer.<sup>39)</sup> Denn Mengen (oder polemisch: Unmengen) an Personal können sich am Ende nur eine kleine Zahl an Akteuren leisten, so dass es nicht wundert, dass Vorreiter im angelsächsischen Raum private Universitäten wie Stanford sind, im deutschsprachigen Raum hingegen zu einem beträchtlichen Teil von Drittmittelgebern wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft oder der VolkswagenStiftung finanzierte Projekte.<sup>40)</sup> Zum Betreiben von Datenaufbereitung und -kuratierung gibt es zudem, wie bereits angedeutet, im Feld der deutschsprachigen Wissenschaft nur geringe Anreize, so dass diese Tätigkeiten

<sup>37)</sup> Ausführlicher zur Verwandlung großer, unstrukturierter Datenmengen (big data) in strukturierte Datenmengen (smart data) siehe THOMAS WEITIN, Thinking Slowly: Literatur lesen unter dem Eindruck von Big Data, in: LitLingLab Pamphlet #1 (2015): S. 1–17, insbesondere S. 4f. Weitin betont insbesondere den „enorme[n] ‚händische[n]‘ Aufwand“, der „für die Arbeit mit literarischen Texten“ erforderlich sein wird (S. 5). In der von Sybille Krämer und Martin Huber vorgeschlagenen Kategorisierung digitalgeisteswissenschaftlicher Arbeitsverfahren ist dieser Arbeitsschritt, den sie als „Verdatung der Forschungsgegenstände“ bezeichnen, lediglich der erste von vier. SIBYLLE KRÄMER, MARTIN HUBER, Dimensionen Digitaler Geisteswissenschaften, in: Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 31. August 2018 <[http://www.zfdg.de/sb003\\_013](http://www.zfdg.de/sb003_013)> [27.06.2019].

<sup>38)</sup> STEPHAN BÜTTNER, HANS-CHRISTOPH HOBOMH, LARS MÜLLER, Research Data Management, in: DIES., Handbuch Forschungsdatenmanagement, Bad Honnef 2011, S. 13–24, hier: S. 17.

<sup>39)</sup> Diese Debatten über die Bedeutung des Internets für die Demokratie und Demokratisierung werden schon länger intensiv geführt, wobei sich schon früh eine eher skeptische Haltung durchgesetzt hat. Das betrifft alle Lebensbereiche, folglich auch die Forschung. Siehe beispielsweise DANIEL JACOB, MANUEL THOMAS, Das Internet als Heilsbringer der Demokratie?, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Blog), 20.5.2014, <<http://www.bpb.de/apuz/184700/das-internet-als-heilsbringer-der-demokratie>> [27.06.2019].

<sup>40)</sup> Siehe beispielsweise: „Digitale Verfahren in den Geisteswissenschaften: Mit ‚Mixed Methods‘ in die Zukunft?“. 13. März 2017. <<https://www.volkswagenstiftung.de/nc/aktuelles-presse/aktuelles/aktuelles-news/news/detail/artikel/digitale-verfahren-in-den-geisteswissenschaften-mit-mixed-methods-in-die-zukunft/marginal/5237.html>> [26.06.2019].

zwar einen wissenschaftlichen Mehrwert generieren, ohne jedoch einen Distinktionsgewinn im Feld zu gewährleisten:

Datensätze werden i. d. R. nicht im Literaturverzeichnis von Veröffentlichungen zitiert und entsprechend erntet der Datenproduzent keine Zitate. Aber Zitate sind die Währung, mit der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler innerhalb der Scientific Community entlohnt werden. Eine Verbesserung der „Belohnungsstrukturen“ für diese Arbeiten trüge somit zu einer Verbesserung der Datenverfügbarkeit bei.<sup>41)</sup>

Das Resultat ist, dass Wissenschaftler ihre Daten – insbesondere wo es sich um große Datenmengen (big data) und gut kuratierte Daten (smart data) handelt – nicht selber aufbereiten, sondern aufbereiten lassen: Im Idealfall von geschultem Fachpersonal, in der Praxis häufig aber durch Studierende, Promovierende oder Mitarbeiter; nicht selten sogar greifen sie auf bestehende Textkorpora zurück, die in ungünstigen Fällen, wie etwa im Fall von Google Books, intransparent sind, was fragwürdige Forschungsergebnisse produziert.<sup>42)</sup> Der Umstand, dass die Erstellung bzw. digitale Aufbereitung eines literarischen Korpus bereits grundlegende Erkenntnisse über das Korpus erzeugen,<sup>43)</sup> bleibt in der Forschungspraxis ohne Bedeutung, wenn die erstellenden und die untersuchenden Personen nicht identisch sind. Kritisch bleibt also festzuhalten, dass die philologische Praxis Gefahr läuft, in zweifacher Hinsicht aus der literaturwissenschaftlichen Arbeit ausgeschlossen zu werden: Zum einen durch die Auslagerung von Archivtätigkeiten an Datenkuratoren, zum anderen durch die Delegation von Lesetätigkeiten an Algorithmen.<sup>44)</sup>

<sup>41)</sup> DENIS HUSCHKA et al., Datenmanagement und Data Sharing: Erfahrungen in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, in: BÜTTNER et al., Handbuch Forschungsdatenmanagement (zit. Anm. 38), S. 35-48, hier: S. 38. „Die Langzeitarchivierung und nachhaltige Bereitstellung geisteswissenschaftlicher Forschungsdaten“ kennzeichnen auch Stefan Buddenbohm, Claudia Engelhardt und Ulrike Wuttke als organisatorisches Problem auf Grund „fehlender oder zumindest unzulänglicher Anreiz- und Unterstützungssysteme für Forschende, ihre Daten für die Nachnutzung angemessen aufzubereiten.“ STEFAN BUDDENBOHM, CLAUDIA ENGELHARDT und ULRIKE WUTTKE, Angebotsgenese für ein geisteswissenschaftliches Forschungsdatenzentrum, in: Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 2.9.2016, <[http://www.zfdg.de/2016\\_003](http://www.zfdg.de/2016_003)> [27.06.2019].

<sup>42)</sup> Auf die Gefahren eines naiven Umgangs mit intransparenten und nicht nachvollziehbar erstellten Datenmengen hat zuletzt Thomas Weitin in seiner Kritik am unreflektierten wissenschaftlichen Umgang mit Googles Ngram Viewer hingewiesen. Dieses Tool sei zwar auch für Laien einfach zu bedienen (was seine Stärke ausmache), sei aber (für Google freilich nicht ungewöhnlich) völlig intransparent hinsichtlich der durchsuchten Daten und der Texterkennung (OCR). Weitin weist zwei rezenten Forschungsvorhaben, die Ngram benutzt haben, fehlerhafte Ergebnisse nach, die aus den genannten Unzulänglichkeiten des Tools resultierten. Dazu: WEITIN, Thinking slowly (zit. Anm. 37), S. 2f.

<sup>43)</sup> Siehe THOMAS WEITIN, KATHARINA HERGET, Falkentopics: Über einige Probleme beim Topic Modeling literarischer Texte, in: LiLi 47 (2017): S. 29-48, hier: S. 33f.

<sup>44)</sup> Zum algorithmischen Lesen und seiner Bedeutung für die (in oft nur geringem Maße reflektierte) Kerntätigkeit der Literaturwissenschaften, dem Lesen, siehe EIKE KRONSHAGE,

Das oben erwähnte Dickens-Beispiel zeigt, dass die Fragen an das Korpus von Texten von und über Dickens von einem Forschungssubjekt ausgehen, das dieses Korpus bereits sehr genau kennt. Diese Kenntnis wurde auf „traditionellem“ Weg erworben, und zwar durch eine sequenzielle Einzeltextanalyse des Dickens'schen Oeuvres sowie der dazugehörigen Forschungsliteratur. Diese Vielzahl an close readings generiert (meistens theoriegeleitet)<sup>45)</sup> wissenschaftliche Probleme im Umgang mit dem bekannten Korpus und führt „gleichzeitig einen Plan für die Lösung des Problems mit“.<sup>46)</sup> Theorien weisen also auf die Probleme einer Lektüre hin und legen Lektüremodi nahe, die mit Wahrscheinlichkeit zu einer Lösung des Problems führen werden. Entsprechend werden digitalgeisteswissenschaftliche Verfahren in der Praxis oft dazu eingesetzt, bereits Bekanntes zu verifizieren bzw. zu widerlegen.<sup>47)</sup> Die quantitative Evidenz stützt, was die qualitative, theoriegeleitete Lektüre bereits hat erkennen lassen. Derartig eingesetzte quantitative Verfahren operieren deskriptiv, indem sie die Beschreibung eines Problems und seiner Lösung in einer Metasprache ermöglichen. Diese Praxis mag für Wissenschaftler einen guten Einstieg in die digitalgeisteswissenschaftliche Forschung bieten, die, wie Thomas Weitin und Katharina Herget zu Recht anmerken, sehr viel Übung erfordert, wofür konkrete Probleme aus dem eigenen Forschungsbereich am stärksten motivieren dürften.<sup>48)</sup> Doch führen derartige „Fingerübungen“ idealerweise zu dem Wunsch, die erprobten Methoden einzusetzen, um dem Textkorpus etwas abzugewinnen – ein Problem oder eine Lösung für ein Problem – das sich nicht in bloßer Bestätigung der aus close reading gewonnenen Erkenntnisse erschöpft. Sibylle Krämer und Martin Hubert sprechen in diesem Zusammenhang von dem Anspruch der „Innovativität“ und binden diese, analog zu meinen Über-

---

Theorien des Nichtlesens, in: Grundthemen der Literaturwissenschaft, Bd. 4: Lesen, hrsg. von ROLF PARR und ALEXANDER HONOLD, Berlin 2018, S. 211–230. In diesem Handbuchartikel kategorisiere ich einerseits das Nichtlesen anhand der drei Modalverben können, dürfen und wollen und verorte andererseits Formen dieses Nichtlesens in rezenten literatur- und kulturwissenschaftlichen Methoden wie dem distant reading (Moretti), dem surface reading (Best/Marcus), der Theorie der Interpassivität (Pfaller) oder den Strategien des Nichtlesens (Bayard, Hitchings).

<sup>45)</sup> Zur Funktion von „Theorien als Problemdeckungshilfen“ siehe ausführlicher und unter Rückbezug auf Thomas S. Kuhn: NIKLAS LUHMANN, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1992, S. 424–445.

<sup>46)</sup> LUHMANN, *Wissenschaft der Gesellschaft* (zit. Anm. 45), S. 424.

<sup>47)</sup> Moretti bemerkt, dass dies eine wichtige Aufgabe sei, die allein aus digitalgeisteswissenschaftlichen Verfahren noch keine eigenständige und relevante Disziplin mache: „It adds detail, but it doesn't change what we already knew. And if this is all measurement can do, then its role within literary study will only be a limited and ancillary one; making existing knowledge somewhat better, but not really different. Disappointing.“ FRANCO MORETTI, ›Operationalizing‹: Or, The Function of Measurement in Modern Literary Theory, in: *Literary Lab Pamphlet 6* (2013): S. 1–13, hier: S. 5.

<sup>48)</sup> THOMAS WEITIN, KATHARINA HERGET, *Falkentopics* (zit. Anm. 43), S. 32f.

legungen zur Quisquilie, an die Textmenge: „In idealer Weise wäre das [die Innovativität] erfüllt, wenn in der Analyse großer Datenkorpora Muster, Zusammenhänge und Forschungsfragen zutage treten und zu entdecken sind, die vorher niemand sehen oder vermuten konnte.“<sup>49)</sup>

Literaturwissenschaftler sehen sich in ihrer Arbeit immer wieder mit der Frage konfrontiert, was sie lesen wollen (Kanon oder Quisquilie; das eine oder die neunundneunzig Prozent; das monumentalisch oder das antiquarisch Bewahrte) und wie sie lesen wollen (close oder distant; statarisch-individuell oder kursorisch-algorithmisch; selbst oder delegiert). Da sich der methodische Zugriff dem untersuchten Gegenstand empfiehlt, liegt es nahe, dass Untersuchungen mit einem sehr großen Textkorpus zu Fernlektüren einladen, während für ein kanonisches Korpus Nahlesen geeignet scheint. Der erste Fall scheint keine Alternative zu kennen, da der individuellen menschlichen Lesezeit und Informationsretention natürliche Grenzen gesetzt sind und Computer etwas fraglos besser können als menschliche Akteure: zählen und messen. Streit entzündet sich hingegen vorwiegend im zweiten Fall: Wo Netzwerkanalyse oder Stilometrie zur Analyse eines kanonischen Einzeltexts verwendet werden, treten Algorithmen scheinbar in Konkurrenz zur menschlichen Kernkompetenz, dem Verstehen. Es überrascht daher nicht, dass sich insbesondere diese Art der Forschung harscher Kritik ausgesetzt sieht: So wertet beispielsweise Kathryn Schulz in einem vielbeachteten Artikel in der ›New York Times‹ Franco Morettis netzwerkbasierte Plot-Analyse von ›Hamlet‹ als trivial: „Reading the paper [i. e. Moretti’s], though, I mostly vacillated between two reactions: ‘Huh?’ and ‘Duh!’ – sometimes in response to a single sentence.“<sup>50)</sup> Ihre Polemik zielt darauf ab, dass alles, was Morettis personell und technisch aufwändige computergestützte Analyse erkennen lässt, auch ein aufmerksamer close reader hätte erkennen können: „But whatever’s happening in this paper is neither powerful nor distant.“<sup>51)</sup> Für Digital Humanities-Apologeten ist Schulz eine Ignorantin, für Kritiker ist sie das Kind in Andersens ›Des Kaisers neue Kleider‹, das allein die triviale Wahrheit ausspricht, die eine von glänzendem Tand beeindruckte Gesellschaft nicht zu erkennen bereit oder in der Lage ist.

<sup>49)</sup> SIBYLLE KRÄMER, MARTIN HUBERT, Dimensionen (zit. Anm. 37).

<sup>50)</sup> KATHRYN SCHULZ, What is Distant Reading?, in: The New York Times 24.06.2011, <<http://www.nytimes.com/2011/06/26/books/review/the-mechanic-muse-what-is-distant-reading.html>> [24.07.2017].

<sup>51)</sup> Ebenda. Die Kritik an der mangelhaften Kosten/Nutzen-Bilanz ist dabei keineswegs originell. Sie begleitet quantitative Verfahren schon seit Jahrzehnten. Siehe LAWRENCE STONE, The Revival of Narrative: Reflections on a New Old History, in: Past & Present 85 (1979), S. 3–24, hier: S. 11. Kritisch dazu: MANFRED THALLER, Von der Mißverständlichkeit des Selbstverständlichen: Beobachtungen zur Diskussion über die Nützlichkeit formaler Verfahren in der Geschichtswissenschaft, in: Historical Social Research 29 (2017 [1992]), S. 221–242, hier: S. 222f.

Möglicherweise zeigt Schulz' Reaktion, dass wir diejenigen literarischen Texte, die für uns ohnehin ohne große Bedeutung sind (Morettis 99%, das antiquarische Archiv der Quisquillien), bereitwillig den Methoden überlassen, an denen wir Anstoß nehmen. Forscher, die sich derart betätigen, werfen, mit Gottfried Keller, keine Laternen ein, aber sie zünden auch keine an. Der Kanon erscheint dahingegen als eine Sammlung monumentalischer Werke, die es gegen die Vereinnahmung durch eine Fern- (und damit implizit: Nicht-) Lektüre zu verteidigen gilt. Im Feld digitalgeisteswissenschaftlicher Forschung ist, wie sich gezeigt hat, nicht nur das Wie-Lesen Gegenstand konfliktreicher Auseinandersetzungen, sondern auch das untrennbar mit diesem verbundene Was-Lesen. Von der Beantwortung dieser beiden Fragen hängt das jeweilige Forschungsprogramm ab, dem sich Literaturwissenschaftler verpflichten und damit indirekt auch der institutionelle Rahmen, in dem sie dieses Programm verankern.

Die Grabenkämpfe zwischen qualitativer und quantitativer Forschung artikulieren sich in der Geschichte der Literaturwissenschaften, wenn nicht zum ersten Mal, so doch zum ersten Mal in einer gewissen Schärfe.<sup>52)</sup> In den Sozialwissenschaften hingegen hat die Auseinandersetzung Tradition, und weist in ihrer Geschichte die übliche Pendelbewegung auf, die derartigen Oppositionen zu eigen zu sein scheint. Es ist gewiss kein fauler Kompromiss, wenn sich quantitative und qualitative Sozialforscher in letzter Zeit verstärkt annähern und in Anerkennung der epistemologischen Kompetenzen des jeweils anderen mehrmethodische Konzepte (multi-method research) entwickeln.<sup>53)</sup> Darunter verstehen David Collier and Colin Elman unter anderem „the growing number of interconnections between qualitative and quantitative research tools.“<sup>54)</sup>

Im Fall der literaturwissenschaftlich-quantitativen Methode des distant reading und der literaturwissenschaftlich-qualitativen Methode des close reading sollte man sich diese Kombination jedoch nicht als beliebig ein- und

<sup>52)</sup> Einen Überblick über diese Frontstellung bietet etwa WEITIN, *Thinking slowly* (zit. Anm. 37), S. 2f.

<sup>53)</sup> Siehe dazu exemplarisch den folgenden Handbuchbeitrag: DAVID COLLIER, COLIN ELMAN, *Qualitative and Multi-Method Research: Organizations, Publication, and Reflections on Integration*, in: *Oxford Handbook of Political Methodology*, hrsg. von JANET M. BOX-STEFFENSMEIER, HENRY BRADY und DAVID COLLIER, Oxford 2008: S. 780–783. Die Verfestigung macht sich auch auf Ebene eigener Publikationsorgane, wie etwa dem ›Journal of Mixed Methods Research‹, bemerkbar oder der Umbenennung von ehemals einseitig orientierten Institutionen wie der „Qualitative Methods“-Sektion der ›American Political Science Association‹ in ›Qualitative and Multi-Method Research‹. Dazu ausführlicher: ANDREW BENNETT, *Found in Translation: Combining Discourse Analysis with Computer Assisted Content Analysis*, in: *Millennium: Journal of International Studies* 43.3 (2015): S. 984–997, hier: S. 985f.

<sup>54)</sup> COLLIER und ELMAN, *Qualitative and Multi-Method Research* (zit. Anm. 53), S. 780.

verstellbares Zoom vorstellen, wie dies zuweilen vorgeschlagen worden ist.<sup>55)</sup> Eine derartige „Vorstellung eines stufenlosen Hin-und-her-Schaltens oder Zoomens zwischen der durch Lektüre erschließbaren Ebene und abstrakten Repräsentationen von Text“<sup>56)</sup> wird dem mixed methods-Konzept des „scalable readings“ – eingeführt vom Altphilologen Martin Mueller – nicht gerecht. Mueller hatte Nelson Goodmans kunstontologische Unterscheidung von auto- und allografischen Künsten für die Debatte der Lesemethoden fruchtbar gemacht.<sup>57)</sup> Demzufolge sei jede gedruckte Buchausgabe bereits ein „Surrogat“ des Originals, was wir in der philologischen Praxis als weitgehend unbedenklich betrachten (von sehr speziellen textkritischen Problemstellungen abgesehen). In Goodmans Terminologie sind literarische Kunstwerke also allografische, deren Existenz zwar an eine mediale Form gekoppelt ist, aber eben nicht an eine ganz bestimmte, wie das im Beispiel von bildender Kunst in der Regel der Fall ist: wird beispielsweise das handschriftliche Original von Dickens’ ›Great Expectations‹ vernichtet, wäre dadurch das Kunstwerk ›Great Expectations‹ nicht vernichtet, da es in unzähligen medialen Kopien weiterexistiert. Anders im Falle eines Gemäldes: wird das im Prado befindliche Original von Velázquez’ ›Las Meninas‹ vernichtet, wäre damit das Kunstwerk zerstört, auch wenn zahllose Fotografien und Kopien davon existieren. Kunstwerke in diesem Sinne sind autografisch. Ontologisch lassen sich allografische Kunstwerke ohne erkennbare Verluste in andere Medien übersetzen. Dadurch erscheint der Schritt von Buch zu Bildschirm also nicht länger als radikaler medialer oder methodischer Bruch, wie häufig durch die Frontstellung von close und distant reading suggeriert wird, sondern eine Frage des, wie Mueller es nennt, „scale“. Das skalierbare Lesen steht damit, wie Weitin ausführt, „für ein integriertes Verständnis aller Akte des Lesens und Untersuchens auf einer weiten ‚scale‘ medialer Formen und analytischer Aufbereitungen“.<sup>58)</sup> Dies, so

<sup>55)</sup> Die Vorstellung eines stufenlosen Lektüre-Zooms wird beispielsweise von Vincent Jouve vertreten. Siehe VINCENT JOUVE, *La Lecture comme art du Zoom*, in: *Lire de près, de loin: Close vs Distant Reading*, hrsg. von MARIA DE JESUS CABRAL et al., Paris 2014, S. 105–119. Jouve stellt jedoch bei beiden Formen des „Zoomens“ das Risiko fest, dem Text nicht vollends gerecht zu werden: „Si le zoom avant est trop puissant, je suis confronté à une infinité de détails que leur dispersion rend opaques : je ne comprends plus ce que je vois. Mais si le zoom arrière va trop loin, je ne distingue plus rien du tout. Il en va de même pour la lecture. Close reading et distant reading sont deux façons de rater le texte“ (JOUVE, *La Lecture*, S. 112).

<sup>56)</sup> THOMAS WEITIN, *Scalable Reading*, in: *LiLi 47* (2017), S. 1–6, hier: S. 2.

<sup>57)</sup> MARTIN MUELLER, *Morgenstern’s Spectacles or the Importance of Not-Reading*, in: *Scalable Reading* (Blog), 21.01.2013, <<https://scalablereading.northwestern.edu/?p=229>> [17.11.2017]. Alle folgenden Verweise auf Mueller beziehen sich auf diesen Beitrag.

<sup>58)</sup> THOMAS WEITIN, *Scalable Reading: Paul Heyses Deutscher Novellenschatz zwischen Einzeltext und Makroanalyse*, in: *digitalhumanitiescenter.de* 2015, <[www.digitalhumanitiescenter.de/wp-content/uploads/2015/03/scalable\\_reading.pdf](http://www.digitalhumanitiescenter.de/wp-content/uploads/2015/03/scalable_reading.pdf)>, o. pag. [21.07.2016].

Mueller, sei aber schon immer unser Umgang mit literarischen Kunstwerken gewesen, die wir als allografische in verschiedene mediale Formen übersetzen und in diesen zu studieren gewohnt seien. In dieser Hinsicht ist literaturwissenschaftliches Lesen immer schon ein Distanzlesen gewesen.

Die Vorstellung des Zoomens von Nah zu Fern und vice versa ist aber auch insofern problematisch, als die unterschiedlichen Lektüremodi eher festbrennweitigen Objektiven entsprechen als einem frei einstellbaren Zoom-Objektiv mit einem bestimmten Brennweitenbereich. Wer fernliest, verwendet also, um im Bild zu bleiben, ein Teleobjektiv; wer nahliest, entsprechend ein Makro-Objektiv. Ein alleskönnendes, pankratisches System in Form eines Zoom-Objektivs mit variabler Brennweite wird es für die unterschiedlichen Lektüremodi nicht geben, wenngleich der Fotograf (der literaturwissenschaftliche Leser) durchaus derselbe sein kann, solange er über mindestens zwei distinkte Objektive – also Lektürekompetenzen – verfügt. Mehrmethodisches Lesen ist möglich – und das sind gute Nachrichten, denn es ist auch nötig, aus oben genannten Gründen. Wie es sich in der Zukunft in der fachlichen Praxis realisieren wird, bleibt abzuwarten. Vorschläge gibt es zur Genüge.<sup>59)</sup>

### 3. *Institution Literaturwissenschaft*

Ich möchte abschließend in aller Kürze einen Problembereich skizzieren, der die hier angestellten Überlegungen sehr direkt betrifft, den ich aber bislang ausgespart habe: die strukturelle Verankerung der zuvor beschriebenen literaturwissenschaftlichen Methoden im (deutschsprachigen) Hochschulsystem. Die große Bereitschaft, mit welcher Drittmittelgeber digitalgeisteswissenschaftliche Forschungsprojekte in den vergangenen Jahren gefördert haben, hat wohl zwei Ursachen. Zum einen sind die geisteswissenschaftlichen Disziplinen angehalten, jenseits ihrer mittels traditioneller, text-hermeneutischer Verfahren gewonnenen Erkenntnisse nun vermeintlich ‚harte Fakten‘ zu liefern; hart deshalb, weil sie empirisch überprüfbar sind, Fakten, weil den Aussagen nun

<sup>59)</sup> Neben den bereits skizzierten Vorschlägen eines den Sozialwissenschaften entlehnten mixed-method approach oder eines skalierbaren Lesens sei noch der von J. Berenike Herrmann und Gerhard Lauer jüngst überzeugend vorgetragene Vorschlag der Etablierung einer „Korpusliteraturwissenschaft“ (in Anlehnung an die bestehende Disziplin der Korpuslinguistik) erwähnt. Eine derart „an Traditionen der Philologie nach August Boeckh anknüpfende Korpusliteraturwissenschaft“ böte Herrmann und Lauer zufolge „besonders fruchtbare Bedingungen für die Verschränkung von quantitativen und qualitativen Verfahren“, was diese in ihrem Beitrag am Beispiel des Korpus der Literarischen Moderne (KOLIMO) exemplarisch demonstrieren. J. BERENIKE HERRMANN, GERHARD LAUER, Korpusliteraturwissenschaft: Zur Konzeption und Praxis am Beispiel eines Korpus zur literarischen Moderne, in: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 92 (2018), S. 127–156, hier: S. 128f.

ein verbindlicher Wahrheitswert zugeordnet werden kann.<sup>60)</sup> Zweitens bietet die doppelte Messbarkeit – von beforschten Daten einerseits, von Forschungsergebnissen andererseits – eine ideale Grundlage für das Zumessen von Forschungsgeldern. Daran ist zunächst nichts Verwerfliches. Die Verdoppelung geförderter Forschungsmethoden bedeutet, insofern nicht gleichzeitig auch die ausgezahlten Forschungsgelder verdoppelt werden, eine Halbierung der bisherigen Zuweisung für methodisch qualitativ ausgerichtete Projekte. Das mag in der Vergangenheit die Frontstellung zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren verschärft haben. Wo sich hingegen das Bewusstsein durchsetzt, dass die oben erläuterte Methodenmischung der literaturwissenschaftlichen Forschungslandschaft zuträglich ist, dort dürfte sich bei den beteiligten Akteuren beider Lager mittelfristig der Wunsch nach einem Förder- und Personalproporz durchsetzen.

Das Feld der Literaturwissenschaften ist radikalen Veränderungen ausgesetzt. Ohne Zweifel wird sich eine literaturwissenschaftliche Laufbahn der kommenden Generation(en) grundlegend von der jetzigen unterscheiden – so wie sich die jetzige bereits signifikant von der vorherigen (Bloom) oder vorvorherigen (Leavis) unterscheidet. Wie in jedem anderen radikalen Transformationsprozess auch wird es dabei unter den Akteuren Gewinner und Verlierer geben, was zu einer großen affektiven Frontstellung innerhalb des Feldes führen dürfte. Wird der Transformationsprozess nicht von Vertretern beider Lager getragen, berauben sich die Akteure ihres Potentials einer selbstbestimmten Umgestaltung ihres Feldes. Diese ist um so wichtiger, als es hierbei nicht „bloß“ um eine wissenschaftlich-epistemologische Transformation geht, sondern auch um eine politisch-institutionelle, deren größte Gefahr die Vereinseitigung des Literaturwissenschaftsbetriebs darstellt. Wer die Fragen nach dem Was-Lesen (Kanon und Quisquillie) und nach dem Wie-Lesen (Nah- oder Fern- oder skalierbares Lesen) beantwortet, sollte, mit Nietzsche, über den Nutzen und Nachteil eines jeden für das Leben inner- und außerhalb des Wissenschaftsbetriebs nachdenken.

Das ist einfacher gesagt als getan. Insbesondere kleinere Universitätsinstitute kämpfen oft um das nackte Überleben in ihrem Ist-Zustand. Es mangelt ihnen sicherlich nicht an Visionen, wie dieses Überleben zu sichern ist, wohl aber an Mitteln. Die Verteidigungskämpfe geisteswissenschaftlicher Institute und Forschungseinrichtungen haben deren Präkarisierung (und gewisserma-

---

<sup>60)</sup> Nach Luhmann ist das ohnehin Aufgabe der Wissenschaft, wenngleich der Wahrheitswert (der Code des Wissenschaftssystems) in der Wissenschaft notwendigerweise unmarkiert bleiben muss: „Wissen wird im Schutze der Unmarkiertheit des Wahrheitswertes, also ohne explizite Verwendung des wahr/unwahr-Schemas erzeugt“ (LUHMANN, *Wissenschaft der Gesellschaft*, zit. Anm. 45, S. 134).

ßen auch deren Marginalisierung) vorangetrieben, so dass es nur den happy few vorbehalten ist, überhaupt in eine akademische Zukunft zu investieren.<sup>61)</sup> Es ist ein auffälliger Widerspruch, dass ausgerechnet die durch Digitalisierung vermeintlich beförderte Dezentralisierung von Forschung letztlich das genaue Gegenteil bewirkt hat; und es ist kein Zufall, dass die neuen Zentren auch die alten sind.

Die Frage, in welchem institutionellen Rahmen Literaturwissenschaftler künftig forschen wollen, schließt auch die Frage nach ihren methodischen Zugriffen (nah, fern, skalierbar) und ihrem Gegenstandsbereich (Kanon, Quisquillie) mit ein. In dieser Hinsicht lässt sich festhalten: Lesen ist politisch, zumal wissenschaftliches.

---

<sup>61)</sup> Es spricht viel Hohn aus Positionen, die in diesem Zusammenhang von der Notwendigkeit einer Restitution der Elite in Deutschland sprechen. Heike Schmolls ›Lob der Elite‹ ist ein rezentes Beispiel für die Kurzsichtigkeit kulturkonservativer Argumente gegen die vermeintliche Gleichmacherei elitekritischer Bildungspolitik. Derartige Positionen übersehen, dass der Gegenbegriff zur (als Feindbild stilisierten) Gleichmacherei im Bildungssystem die Ungleichheit ist, genauer die Verteilungsungleichheit: Einige erhalten hohe Zuwendungen (oft nach dem Prinzip des „wer hat, dem wird gegeben“), andere gehen leer aus. Ausgezeichnete Forschung kann sich nicht ohne erhebliche Mühe an Orten entwickeln, an denen täglich ums nackte Überleben gekämpft wird. Letztlich läuft dieses Denken auf eine Zentralisierung der Bildung hinaus. Wenn Schmoll zudem auf eine Wissenschaft „mit den Exzentrikern, mit den Käuzen, mit den wunderlichen Professoren, die aber einfach sehr originelle Ideen hatten“ hofft, dann entlarvt sie ihren Elite-Begriff als platten Geniekult, gewissermaßen als Sehnsucht nach dem starken Mann, der Wissenschaft durch seine individuelle Genialität voranbringt. Nun, die soziale Seite von Bildung zu denken, war vielleicht noch nie die Stärke von Kulturkonservativen. FLORIAN FELIX WEYH, Über Eliten (2/4): Verzagte Geister, Interview mit HEIKE SCHMOLL, Deutschlandfunk 14.05.2017, <[www.deutschlandfunk.de/ueber-eliten-2-4-verzagte-geister.1184.de.html](http://www.deutschlandfunk.de/ueber-eliten-2-4-verzagte-geister.1184.de.html)> [23.08.2017].

